

„Wir sind die lebenden Steine“

KZ-Häftlinge bauten den Loibl-Tunnel. Im gleichnamigen Kärntner Tal, wo man viel mitbekommen und immer geschwiegen hat, fällt die Erinnerung daran noch schwer.



BAU/FOTODARCHIV DER KZ-GEDENKSTÄTTE MAUTHAUSEN/SAMMLUNG JANKO TILER



BAU/FOTODARCHIV DER KZ-GEDENKSTÄTTE MAUTHAUSEN/SAMMLUNG JANKO TILER/FOTO BRITISCHE ARMEE, LANDRY

KZ-HÄFTLINGE AUF DER TUNNELBAUSTELLE, NORDPORTAL MIT ZIVILLAGER (VORNE) UND KZ. Rund 2000 Männer ausgebeutet und geschunden

Auch heuer sind sie an diesem verwunschenen Ort zusammengekommen, die wenigen Zeitzeugen, die übrig geblieben sind. Mühsam hält sich die Witwe des Ex-Häftlings Jean Baptiste Mathieu am Stock. Vom Zollgebäude aus, wo wegen der Flüchtlinge wieder kontrolliert wird, zieht eine Prozession eine Anhöhe hinauf. Hier haben die Nazis Terrassen in den Berg gehauen. „Verrufen, vergessen und verkommen“ wird Peter Gstettner, Obmann des Mauthausen Komitee Kärnten den Ort bei der Begrüßung nennen.

Die Bänke unter dem Zelt, das an diesem 11. Juni gegen den Regen aufgestellt wird, sind dicht gefüllt. Von hier aus schaut man auf Steilhänge von absurder Schönheit und einen Holzverschlag, unter dem ein Betonfundament vor sich hin bröckelt. Daneben steht eine Skulptur mit den Umrissen der ehemaligen KZ-Waschbaracke. „Geknickte Eisenprofile“ nennt Gstettner das Werk, er kann es nicht leiden. 20 Jahre schon kämpft er um ein würdiges Gedenken auf der Kärntner Seite des von KZ-Häftlingen gebauten Loibl-Tunnels. „Schauen Sie sich um! Wir kommen nicht voran!“

Unter den Zuhörern sitzen Beamte aus Wien, die bei diesen Worten zusammenzucken. Das Innenministerium hat nach Jahren des Zankens das Gelände gepachtet. Aber das Loibl-KZ, eines von rund 50 Außenlagern des KZ Mauthausen, blieb eine Randerscheinung der offiziellen Erinnerungskultur. Außerdem ging hier vieles schief. Als vor nicht allzu langer Zeit der Waldbesitzer wechselte, stellte der neue, ein Jäger, genau dort, wo früher der Wachturm der SS-ler stand, einen Hochsitz auf. Es ist nicht auszuschließen, dass der eine oder andere Besucher den Jägerstand für einen Nachbau des KZ-Turms hält.

Die Redner dürfen keine Zeit verlieren. In zwei Stunden beginnt das Gedenken auf der slowenischen Seite. Im Juni 1943 war hier der erste Häftlingstransport aus Mauthausen eingetroffen: 330 Männer, 316 davon Franzosen. In den zwei Jahren bis zur Befreiung wurden im einzigen Zwilling-KZ des Deutschen Reichs rund 2000 Häftlinge verklavt, ausgebeutet, zu Tode geschunden. „Wir sind die lebenden Steine, wir schwitzen bei Schnee und Schlägen, uns küssen keine Flüsse, uns tötet verfluchte Kälte“, singt der Frauenchor Rož aus St. Jakob im Rosental. Donnerrollen ist zu hören. Aber der Regen lässt sich gnädig Zeit, bis die Ansprachen verklungen sind.

Der Kärntner Landeshauptmann Peter Kaiser (SPÖ) zitiert den Sozialphilosophen Oskar Negt mit den Worten, Demokratie sei täglich neu zu erlernen. Der Obmann des Mauthausen-Komitees, Willi Mernyi, mahnt angesichts der Aufmärsche von Identitären „hinzuschauen, was heute und hier geschieht“. Milan Kučan, der erste Präsident Sloweniens nach dem Fall des Eisernen Vorhangs, ist durch den Tunnel nach Kärnten gekommen, um mit dem aufflammenden Nationalismus abzurechnen. Politiker heute redeten, „als ob sie uns auf den Krieg vorbereiten möchten“, sagt er. Daniel Simon vom französischen Gedenkverein Amicale de Mauthausen warnt vor dem Vormarsch der Rechten: „Ich denke nicht nur an Österreich – ganz Europa ist alarmiert.“ Der slowenische Widerstands-

kämpfer Dušan Stefančič, der sechs Konzentrationslager überlebte, redet über Solidarität in den NS-Lagern: ein eigentlich unmögliches Thema, „weil das System gegen jede Solidarität gerichtet war“.

Es sind immer noch unerhörte Worte auf der Kärntner Seite des Loibl. Das Tal hat viel gesehen und immer zu allem geschwiegen. Als Gstettner Anfang der 1980er-Jahre als Pädagogikprofessor nach Klagenfurt berufen wurde, stritt man um den zweisprachigen Unterricht. Ein befreundeter Schriftsteller legte ihm den Roman „Der Tunnel“ ans Herz. Er handelte von zwei KZs am Loibl. Wie sich später herausstellte, war André Lacaze, der Verfasser, hier selbst zur Arbeit gezwungen worden. Damals sei er aus allen Wolken gefallen, sagt Gstettner. Er habe begonnen herumzuzufragen. Doch man habe im Loibltal immer gegen Süden ge deutet. Dort habe es ein „Jugo-KZ“ gegeben. Von einem KZ in Kärnten wollte man nie gehört haben.

1988 stieg der Professor unweit des Nordportals mit einer Gruppe Studenten durch das Unterholz und fand die Fundamente der KZ-Waschbaracke. An der einzigen ebenen Stelle hatte der damalige Waldbesitzer geschlägertes Holz gelagert. Er erzählte, seine Eltern seien von den Nazis enteignet worden. Wie sich herausstellte, war hier der Appellplatz gewesen. Am Südportal hingegen lag die Geschichte offen da. Seit den 1950er-Jahren legen ehemalige Zwangsarbeiter aus Frankreich jeden Juni einem gusseisernen Skelett, das man zum Gedenken an die NS-Gräueltat hier aufgestellt hat, einen Kranz zu Füßen. Die Figur hebt ihre Armknochen anklagend zum Himmel, in den Steinsockel ließ der Künstler „J'accuse“ (Ich klage an) meißen.

Ein Gerücht machte Gstettner neugierig. Die Delegation fahre danach durch den Tunnel, um auch auf der Nordseite einen Kranz abzulegen, hieß es. Im Niemandsland und ohne Aufhebens – nicht einmal die österreichischen Zöllner bekämen etwas mit. Der ehemalige Widerstandskämpfer Janko Tišler half Gstettner, Anfang der 1990er-Jahre Kontakt zu den Ex-Häftlingen zu knüpfen. Der Slowene war als Vermessungshelfer beim Loibl-Tunnel eingesetzt, verzeichnete alle Vorkommnisse in seinen Tagebüchern, sammelte Fotos, Pläne, Dokumente und wurde für die Nachwelt zum Chronisten am Loibl, so wie der Polizist Hans Maršálek in Mauthausen.

Es war dem Zivilarbeiter verboten, mit Gefangenen zu sprechen. Im Tunnel, wo die SS-Wachen nicht alles sahen, richtete Tišler einen Briefkasten ein. Er frankierte Kuverts und brachte sie in Tržič, deutsch Neumarkt, zur Post, schummelte Medikamente ins Lager und verhalf Häftlingen zur Flucht, bis er verraten wurde. Am 1. Juli 1944 fragten Polizisten im Zeichenbüro nach ihm. Sein Chef deutete mit dem Finger auf den Gesuchten und sagte: „Zeig ihnen, wo sie ihn finden.“ Tišler führte die Beamten zur Baustelle und nutzte die Minuten bis zu ihrer Rückkehr, um in die Berge zu flüchten. Er schloss sich den Partisanen an. Aus keinem der fast 50 Außenlager des KZ Mauthausen entkamen so viele Häftlinge. Von 26, die zu fliehen versuchten, retteten 21 ihr Leben. Ihnen half, dass ein erheblicher Teil der Bevölkerung sich den Partisanen angeschlossen hatte oder zumindest eher mit den Gefangenen sympathisierte als mit der Nazi-Wehrmacht,

die Jugoslawien im Frühjahr 1941 überfallen hatte.

Das erklärt auch, warum sich das Gedenken an den Tunnelenden recht unterschiedlich abspielt. Das Wetter ist an diesem Juni-Samstag auch im Süden trüb. Trotzdem herrscht ein im Vergleich zur Kärntner Seite buntes Treiben. Am Straßenrand ist jeder Flecken verparkt. Partisanenverbände schwingen Fahnen. Die Nachkommen der Widerstandskämpfer posieren in Kappen. Mädchen in historischen Trachten tanzen Ringelreih zur Ziehharmonika. Auf der Bühne spielen Jugendliche Szenen aus dem Lager nach. „Ich bin Jude, Franzose, Häftling. Ich bin von Mauthausen auf den Loibl gekommen, in einem Viehwaggon. Viele sind unterwegs gestorben“, sagt einer. Ein anderer: „Ich dachte, das ist eine normale Untersuchung, bis ich draufgekommen bin, dass sie nach Gold suchen. Einem haben sie in zehn Minuten 21 Zähne ausgerissen.“ – „Wir haben uns das Papier von Zementsäcken unter die Jacke gestopft, gegen die Kälte. Aber wenn einer erwischt wurde, hat man ihn ausgepeitscht oder erschossen.“ – „Einem hat der Arzt mit einer normalen Säge ein Bein abgeschnitten.“

Boris Pahor ist 102 Jahre alt. Zwei Rettungsleute lassen ihn sachte im weißen Plastiksessel nieder, der für ihn in die Mitte der Bühne gerückt wurde. Alle Kräfte, die dem Mann noch blieben, scheinen sich in seiner Stimme zu bündeln. Fest, laut und ohne Manuskript erzählt der slowenische Schriftsteller aus Triest von seinen Erlebnissen in KZs. Im Buch „Nekropolis“ hat er sie verewigt. Hunger, Krankheit, Qualen ohne Ende hatte er in Natzweiler-Struthof, Dachau, Mittelbau-Dora, Harzungen und Bergen-Belsen überlebt. Pahor sagt, er habe die Anreise heute auf sich genommen, weil Europa nur auf Auschwitz schaue und die Nebenlager vergesse, „wo Menschen genauso gelitten haben und gestorben sind“. Dachau hatte 170, Buchenwald 130, Mauthausen 50, unter ihnen die beiden am Loibl.

Gstettner ist auch auf slowenischer Seite eine Bekanntheit. Auf einem der Sessel in der ersten Reihe klebt ein Zettel mit seinem Namen. Der umtriebige Professor hat es noch nicht bis hierher geschafft, zu viele wollen ein paar Worte mit ihm wechseln. Der Bürgermeister des slowenischen Grenzortes Tržič hat im Gasthaus hinter dem Eisenskelett, wo Partisanen-Vertreter und Ehrengäste hinterher jausnen, einen Tisch für ihn reserviert. Es sind zaghafte Versuche einer Öffnung über die Grenzen hinweg. Wären da nicht die französischen Zwangsarbeiter, man hörte auf der Gedenkfeier nur die slowenische Sprache. Es gibt weder Übersetzer noch Erläuterungen für Besucher von auswärts.

„Wir haben inzwischen etwas höhere Standards“, sagt Gstettner. 1995 hatte er auf der Kärntner Seite die erste KZ-Gedenkveranstaltung eingefädelt. Ein halbes Jahrhundert nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges enthüllte der damalige Innenminister Caspar Einem zwei Gedenktafeln. Es war bitterkalt, wie so oft auf der Nordseite. Da hoher Besuch aus Wien angereist war, ▶



EDITH MEINHART

GSTETTNER, KZ-GEDENKSTÄTTE, FUNDAMENT DER KZ-WASCHBARACKE UNTER HOLZ
„Schauen Sie sich um! Wir kommen nicht voran!“

durfte auch die Riege der Landesregierung nicht fehlen. Noch heute erfüllt es Gstettner mit Genugtuung, dass ÖVP-Landeshauptmann Christof Zernatto und seine Stellvertreter Michael Ausserwinkler (SPÖ) und Karl-Heinz Grasser (FPÖ) sich in ihren festlichen Anzügen frierend anhören mussten, was der inzwischen verstorbene Loibl-Häftling Jean-Baptiste Mathieu durchgemacht hatte. „Es war ein Unterricht in Kärntner Geschichte“, sagt Gstettner.

Seither verging kein Jahr mehr ohne Gedenken. Inzwischen wollen auch das Innenministerium und die Kärntner Landesregierung am Loibl eine würdige Stätte des Erinnerens schaffen. „Unser Verein soll dabei mehr zu reden haben“, klagt Gstettner. Dutzende Vorschläge seien ausgearbeitet worden. Im Wald liegt mittlerweile Stacheldraht herum, genau so, wie er von den morschen Holzplanken des ehemaligen KZs gefallen war. „Ich wage nicht mehr zu hoffen, dass zu meinen Lebzeiten noch etwas Gescheites passiert.“ Der Professor verlegt sich nun auf die alte Passstraße, wo zwischen Juni und Oktober 1943, bis das Nordlager fertig war, Häftlinge von SS-Schergen jeden Tag darüber getrieben worden waren.

Ein Suppenträgerkommando schleppte den schweren Eisenkessel mit Verpflegung.

Die für den Verkehr gesperrte, halbrecherische Straße könnte zum Lehrpfad werden. Und dann gibt es noch das Haus Loibltal Nummer 1. Es steht seit 30 Jahren leer, gepflegt wie ein Museum. Auf

dem Kachelofen vis-à-vis vom Herrgottswinkel hatte Hans Kohlenprath als Bub des damaligen Straßenmeisters gesessen und auf die Straße geschaut. Von seiner Spielecke aus sah er Häftlinge mit Schneeschaukeln, ausgegert und barfuß, KZ-Wächter mit Maschinengewehren, lachende und brüllende SS-Offiziere, Zivilarbeiter. Panzer, Baumaschinen und Häftlingstransporte zogen vorbei. Seine Mutter war mit der Bäuerin befreundet, deren Hof an das KZ grenzte. Die Nazis zwangen ihren Mann zur Zusammenarbeit. Er war ihnen mit seinem Ochsenfuhrwerk zu Diensten, versorgte die SS-Offiziere mit Essen und Schnaps. Gstettner vermutet, dass der Bauer im Gegenzug schwarz schlachten durfte. Er hat die Auspeitschungen mit den sandgefüllten Gummischläuchen mitbekommen, Schüsse, Schreie und, wenn der Wind in seine Richtung blies, Menschenfleisch gerochen. Am Loibl war das vermutlich einzige KZ, in dem die Leichen von zu Tode Gepeinigten mit Benzin übergossen und unter freiem Himmel verbrannt wurden. Oft erging nach Mauthausen die Meldung, jemand sei „auf der Flucht erschossen“ worden. Mit dem nächsten Transport kam neues „Menschenmaterial“.

Kohlenprath ist ein wortkarger, zäher Mann über 80, der drei Herzinfarkte hinter sich hat. Nur mit seiner Frau habe er immer reden können, sagt er. Er war sechs, als der Krieg zu Ende war. Wer sollte sich für die Geschichten eines Kindes interessieren – noch dazu in einem Tal, wo man aus Scham und Angst immer den Mund gehalten hat? Fast nirgendwo waren

die Menschen ärmer, die Hänge steiler, die Arbeitsmöglichkeiten knapper. Man genierte sich für die Not. Man war mit einer verfeimten Sprache groß geworden. Und man hatte furchtbare Dinge gesehen, von denen nach dem Krieg niemand mehr wissen wollte. Nach dem Krieg zogen viele aus dem Tal weg. Er wurde Büchsenmacher in Ferlach. Die Waffenfabrik ist mittlerweile auch geschlossen. 1995 nahm Kohlenprath am ersten Gedenken am Loibl teil, trug sich in das Gästebuch ein und ging nach Hause, ohne mit jemandem zu reden. So hielt er es auch in den folgenden 15 Jahren. Er habe den Professor beobachtet, erzählt er in der Küche, während seine Frau Gläser wäscht und den Kirschkuchen in Quadrate schneidet. „Sein Erzählen war mir sympathisch.“

Erst vor zwei, drei Jahren vertraute er dem Mann von auswärts an, was sich vor seinen Kinderaugen abspielte und ihn seither verfolgt: die SS-ler im Haus, der Schrei der Mutter, als die Truhe mit der Asche kommt. Eine Großtante war von einer Nachbarin denunziert, nach Dachau deportiert und in Auschwitz ins Gas geschickt worden. Kohlenprath fand ihren Akt in einem Archiv. Es ist ein dünner Faden zu einer der vielen un-erzählten Geschichten, die an der Adresse am Loibl Nummer 1 zusammenlaufen. Kein Gedenkstein erinnert an die Ermordete. Immer heiße es, „in Ferlach hat es keine Opfer gegeben“, sagt Kohlenprath. Und immer noch sage die Verwandtschaft zu ihm: „Sei ruhig, du warst ein Kind.“

Im Loibltal kenne „einer den anderen zu genau“. Man wisse, wer Dinge in die Wege leitete, was die Schergen verbrochen haben, nach denen heute Straßen in Ferlach heißen. Was kann da alles aufplatzen, wenn man an diese alten Geschichten rührt? Mauthausen war entsetzlich, aber weit weg. Als Kohlenpraths 1972 geborene Tochter Petra sich im Geschichtsunterricht auf eine Exkursion dorthin vorbereitete, brach es aus ihr heraus, es habe auch „bei uns“ ein KZ gegeben. Die Lehrerin verlor darüber keine Silbe. Nun haben Kohlenpraths Töchter das Erinnern übernommen. Am Nachmittag des 11. Juni öffneten die Frauen im Rahmen eines Projekts des Grazer Künstlerkollektivs Rhizon das alte Straßenmeisterhaus für Freunde und Bekannte, die sich für seine Geschichte interessieren. Es ist gespenstisch, wie sie sich mit dem Schicksal des Tals, dem Tunnel und dem KZ verwebt. Als die Häftlinge im Mai 1945 mithilfe von Partisanen befreit worden und die britischen Soldaten abgezogen waren, holte sich die Bevölkerung, was noch zu brauchen war. Man schickte Kinder los, um nach Glasscheiben oder Eisenklammern zu suchen. In der Zwischendecke des Kohlenprath-Schuppen sind Holzpaneele aus dem KZ eingebaut, am Dachboden lehnt eine Leiter aus dem Lager.

Im Vorjahr schrieb Petra Kohlenprath für das Grazer Schauspielhaus einen Text, in dem die Leiter vorkommt. Das sind schmerzhaft Schritte. Aber vielleicht lösen sie die Starre und Schwere und verwandeln sie in etwas Leichteres. Ihr über 80-jähriger Vater muss eine Weile über die Frage nachdenken, ob Schweigen oder Reden letztlich besser sei: „Für das Zusammenleben mit den Nachbarn ist Schweigen besser. Aber innerlich ist es schwer. Man muss viel schlucken.“ ■



ZEITZEUGE
KOHLENPRATH
„Hier im Loibltal
kennt einer den
anderen zu genau.“